

(Nachdruck verboten.)

25)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

„Ich mache Girgenti mein Kompliment, Fräulein Bruno! Ihre Stadt versteht es, Glanz über das Leben zu verbreiten. Keiner von uns wird diese beiden Tage vergessen. Sie haben den alten Gellias, der seinerzeit die Fünfhundert aus Gela bewirtete, geradezu verdunkelt.“

„Aber wir beschenken nicht wie er jeden unserer Gäste mit einem Mantel und einem Hemde — daß Sie es wissen!“ erwiderte sie lächelnd, ohne ihn anzusehen. Ihre weißen Schultern spiegelten sich in seinen großen Pupillen.

„Ist es nicht zu toll, daß ein so schönes Weib zugleich so gelehrt und geistreich ist! Es beginnt mir zu dämmern, daß Girgentis Frauen nur einen Fehler haben.“

„Und der ist?“

„Daß sie sich zu verstecken wissen. Warum haben wir sie nicht früher gesehen? Warum waren Sie nicht mit bei dem Feste im Junotempel?“

„Was hätten wir da zu tun?“

„Ich begreife, daß Sie den Konfordinatempel vorziehen würden?“

„Im Gegenteil!“ entgegnete sie schelmisch.

„Wem also müßten wir einen Tempel bauen, um Sie dort zu treffen?“

„Persephone!“

„Die entführt wurde?“

„Die sich entführen ließ.“

„Daß es endet doch bei Juno! Warum auch dieser Groll auf ihren Tempel?“

„Weil wir dort täglich geopfert werden!“

Ihre Stimme wurde ernster.

„Ich bin Siziliens müde, wissen Sie! Wenn ich diese freien englischen Frauen sehe, die allein hierher kommen, kann ich vor Neid rasend werden. Wir werden im Käfig gehalten, einzig und allein zu dem Zweck, um auf dem Brautmarkt nicht im Preise zu sinken. Hat man je etwas so Hohes gehört, wie daß ein ganzes Volk das Geschäftsprinzip eines Sklavenhändlers als Moral annimmt! Daß man unsere ganze Jugend der Göttin Juno opfert!“

„Schwimmen Sie gegen den Strom, und Sie werden fliegen!“

„Nicht, wenn man allein ist.“

„Aber Sie sind es nicht. Marchesina La Greca. . .“

Das junge Mädchen wandte ihm mit einer raschen Bewegung ihr Gesicht zu.

„Sie ist arabischer als irgendeine der anderen. Sie ist arabisch aus Überzeugung.“

„Aber sie hat doch Mut.“

„Ja, auf ihre Art — aber —“

Sie sah sich um und bemerkte Professor Binna, der dicht hinter ihnen stand.

„Schauen Sie, die Stadt ist illuminiert. Wagen Sie es, mit mir die Illumination zu besichtigen?“

„Wollen Sie vielleicht meinen guten Ruf zerstören?“

„Ja, wenn Sie erlauben!“

Sie ließ ihren Blick in dem seinen ruhen und nahm seinen Arm.

„Nun denn, lieber sollen Sie meinen Ruf zerstören als ein anderer.“

Sie sagte diese Worte so laut, daß Binna sie hören mußte, während sie vorbeigleitend sein Gesicht mit einem Blicke streifte, der ganz abwesend war und ihn nicht zu erkennen schien.

Mit ihrem schwarzen Fächer bedeckte sie ihren Busen vor den Blicken der erbotenen Bauern, die ihre Reihen dem jungen Paare öffneten.

Weit unten auf dem Corso, der von Lichtern flimmerte, ward sie sich plötzlich bewußt, daß Binna ihnen folgte.

Sie erinnerte sich, zu Hause einen Schmutz vergessen zu haben, den sie holen wollte. Ihr Kavalierrufte sie die Treppe hinaufbegleitend, da niemand daheim war.

Binna sah das Tor sich hinter ihnen schließen.

Innerhalb des Tores war es finster, ganz pechfinster. . .

Auf der Piazzetta gab es ein Summen von weinfröhlichen Menschen. Während die Säle ausgeräumt wurden, sammelten sich die fremden Studenten in Gruppen und machten den jungen Damen, die in ihren aus Rom, Mailand oder zumindest Palermo bestellten Toiletten eine fast wahnsinnige Eleganz entfalteteten, die Cour. Die Einheimischen aus all den verschiedenen offenen und geheimen Cliques gingen und standen für sich, entweder einander ignorierend oder in kleinen lästernden Gruppen einander mit den Blicken suchend.

In einer Ecke hatten sich zwei Schwurgerichtsrichter gefunden, beide Piemonteser.

„Es ist gut, daß wir heute abend Gäste haben.“

„Gewiß! Sie isolieren! Die Spannung könnte sonst in Funken ausschlagen.“

„Es ist kein Zweifel, daß die Mafia einen neuen Zweig schießt. Es ist eine neue Cosca (Bund) im Entstehen, die mit der Gräfin rivalisieren will.“

„Wenn die Mafia mit sich selbst uneins wird, wird es Blut kosten.“

„Ja, es sind immer die blutigsten Zeiten gewesen, wenn sie untereinander kämpften. Was halten Sie übrigens von der Gräfin?“

„Die liegt wohl in Krämpfen daheim und weint um ihren Zungen.“

„Der Kapitän wird sie schon trösten.“

„Den Kuckuck auch! Der speist bei ihr und benützt ihren Einfluß wie Belcaro. Nein, da tröstet Don Gerlando schon besser. Uebrigens möchte ich wissen, wie es im Grunde mit den Minen und ihren Geldangelegenheiten steht.“

„Sie weiß sich zu halten! Aber ein schlimmer Streich war es immerhin, daß sie den Untergrund des Marchese nicht bekam. Es heißt, daß er sehr reichhaltig sein soll.“

„Man sagt es. — Aber was gibt es Neues über Calogero?“

„Ich kann mir denken, wie es gehen wird. Die Jury wird gekauft werden, um ihn frei zu sprechen.“

„Man weiß nie, was in der anderen Cosca steckt.“

„Sicher ist man natürlich nicht. Uebrigens denke ich mir, daß beim Zeugenverhör eine kleine Komödie gespielt werden wird, um Calogero glauben zu machen, daß die Gräfin ihm helfe.“

„Wohl möglich. — Aber sehen Sie doch! Jetzt wird es meiner Treu spannend! Angelo ist auch da!“

„Marchesina Lidia!“ scholl es von allen Seiten.

Sie kam am Arme ihres Vaters über die Piazzetta geschritten in einer blendenden Toilette aus hellgrüner Seide, so fein wie ein Gespinnst und mit eingenähten Blumen. In dem schwarzen Haare trug sie ein Diadem aus Rubinen und Brillanten. Sie war bleicher als gewöhnlich, wiewohl das Antlitz nie ganz seinen Goldton verlor, der durch die kontrastierende Farbe des Kleides noch mehr hervorgehoben wurde.

Sie hatte an der Tafel nicht teilgenommen. Alle hatten es bemerkt und es als Furcht vor Angelo ausgelegt, von dem sicherlich etwas zu gewärtigen war. Die Ursache war jedoch bloß die, daß das Kleid erst mit dem Abendzug gekommen war.

Der Tanz begann eben als sie kam. Es wurde in dem großen Mittelsaale getanzt, über dessen Fliesen weiche glatte Teppiche gespannt waren. Manche zogen es jedoch vor, draußen auf dem Marmor der Piazzetta zu tanzen. Der alte Marchese war der erste, der mit seiner Tochter tanzte. Dann ging sie von Arm zu Arm unter den jungen Studenten, die ihr am vorigen Abend gehuldigt hatten. Angelo tat anfänglich, als sehe er sie nicht. Er tanzte mit forcierter Lebhaftigkeit mit der kleinen Clique junger Mädchen, die zur Gräfin kamen.

An einen Türpfosten gelehnt stand Belladonna und folgte gequält Diddas nervöser Munterkeit, während Rival auf Rival sie an sich zog und in den Wirbel hinausführte.

Er erwachte davon, daß ein Arm sich unter den seinen schob und ihn mit hinauszog. Es war Belcaro, der seinen Schüler beobachtet hatte.

Die Schranke zwischen Schüler und Lehrer existierte nicht

für ihn. Er wollte nur als ein älterer und erfahrener Student betrachtet werden, und er war daher der einzige, dem die jungen Leute sich mit völlig kameradschaftlichem Vertrauen zuwandten.

„Hören Sie, Belladonna, warum stehen Sie so zusammengefallen da wie ein kranker Storch?“

„Professor, ich werde toll!“

„Nur gemacht, Sie führen sich ja ganz verkehrt auf! Machen Sie ihr doch in Himmels Namen die Cour! Nun ist die Bahn ja frei! Siegen Sie und werden Sie glücklich oder nehmen Sie Ihren Korb wie ein Mann! Aber machen Sie ein Ende damit! Nun muß sie Sie schon soweit kennen, daß sie weiß, was sie will. Gehen Sie hinein und tanzen Sie mit ihr!“

„Es stehen soviele um sie herum! Ich wage es nicht! Ich kann nicht! Ich werde lächerlich, sowie ich ihr nur in die Nähe komm!“

„So tanzen Sie mit den anderen, damit sie nicht denkt, Sie seien aus Holz!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Gleich nach dem Trauerjahr wird die Hochzeit, sagten die Leute. — Heinrich war gerade im Amtsexamen, er wartete in einem Meer von Qual. Und er beging einen Streich, den er nicht lassen konnte und doch für einen sehr dummen einschätzte. — Ohne Unterschrift, ohne Andeutung des Urhebers schrieb er an Marie: „Nimm Georg Engelbrecht nicht! Ich liebe Dich, warte auf mich!“

Es glückte dem Junker Georg nicht. Er brach den Verkehr ab; nun redeten die Leute: der Alte will wohl, aber Marie will nicht.

Aber der Vater starb bald darauf, und — wenige Monate später war die Verlobnung und nicht lange nachher die Heirat fertig. Der Alte hat ihr, sagte man, auf dem Sterbebett das Versprechen abgenommen, Georg zu nehmen.

Und dann kam das ganz Schwere. Wie von flatternden, vom Sturm zerrissenen Tönen einer Fانسare gleich klang es nach Masuren hinüber.

Georg Engelbrecht wurde Schwelger, Trinker, Verschwender, Spieler. Er verpraßte sein Hab und Gut und einen großen Teil von dem Vermögen seiner Frau, fiel Bucherern in die Hände. Er fälschte sogar Wechsel und . . . verschwand. — Haftbefehl, Stedbrief . . . Die letzte Spur ging nach Tönning, man nahm an, daß er mit der „Berta“ nach England gegangen sei. — Die „Berta“ ist niemals angekommen, Schiffspapiere, Schiffstrümmern und Vieh-leichen sind an Jütlands Strand gespült worden, man muß annehmen, daß das Schiff mit Mann und Maus untergegangen ist.

Am Abend des Tages, wo er den Brief erhalten hatte, der so viele Hoffnungen und Wünsche und Zweifel aufstachelte, machte Heinrich noch einen Spaziergang an dem Ufer des Sees. Es war kalt, windstill, klar, der Schnee knirschte bei jedem Schritt. Ein wunderbarer Sternbogen schwang sich über alles her. Wie gleichen die Sterne doch ihren Augen und waren unerreichbar wie sie! In Masuren ist die Luft so viel reiner als bei uns, dachte er für sich. Man sollte hier noch mehr Mondschein- und Sternliebhaber erwarten als im Reich. Aber die Liebe der Masuren . . . ich weiß von keinen Sternenliebfern — ihre Liebe scheint stumm.

Zwei Schlitten, worin betrunkene Bauern saßen, nötigten ihn, in den Schnee zu treten. Das waren die Eheleute Gschowoski und Wötcher, die ihre Füßchen aufgefüllt hatten. — In dem vorderen Gefährt hatte Frau Wötcher die Zügel, lärmte und schlug auf die Pferde, während der Mann lassend in der Stuhllede lag; im hinteren war es umgekehrt — da fuhr der Mann und laut: die Frau.

3. Sekt und Sehergabe.

„Junge, Du siehst gut aus und weißt es nicht einmal,“ sagte Emil Paulsen zu Heinrich.

Ein paar Monate waren vergangen, Heinrich Bruhn war an der Wasserfronte, dicht bei seiner Heimat, er war in Hamburg, voller Frühlingsgedanken. Auf dem Stadtwall fing das Untergebüsch zu grünen an, denn die Sonne schien wärmer als ehemals, und Nachtigallenschlag und Lerchenfang klang in Heinrichs voller Brust. Die Sonne schien hell, aber in die Gruft des Weinkellers, wo er und sein Freund die Hände zum lecker bereiteten Mahl hoben, brach ihr Licht durch gemalte Scheiben.

Nun waren sie satt und hatten die Teller zurückgeschoben, nun hoben sie nur noch die Hände, Schäumendes, Perlendes zu trinken.

Weide waren auf Reisen. Emil Paulsen hatte einen Kuy nach Berlin erhalten, man sah auf seiner Stirn die Gloriole eines zukünftigen vortragenden Geheimen Ministerialrats, Heinrich hatte die Bestallung als Pastor von Hodorf in der Tasche.

Emil hatte nicht unrecht, Heinrich Bruhn sah gut und gesund aus. Er war auch glücklich — das heißt, so weit glücklich, wie man mit einem liebesranken Herzen sein kann. Er war in Reifestimmung, hatte einen lustigen Freund bei sich, sie saßen in einer kempelartigen Halle, eine Mische hatten sie ganz allein, sie hatten prächtig gegessen, Emil Paulsen wollte durchaus alles allein bezahlen und konnte es auch gern tun, vor allen Dingen . . . ein neuer Lebensabschnitt begann; Heinrich war jung, er konnte noch viel Glück erfahren. Ihm schien, das Paradies sei nebenan, und es war so einfach, die Tür aufzuschließen. Im Menschengewühl einer großen Stadt unterzutauchen gab ihm ein Gefühl, als sei er ein Wal und schwimme im Ozean, wisse von keiner Harpune und vergrünge sich jetzt tief unten im klaren Kristallpalast des Meeres.

Und Wirt und Aufwärter waren prächtige Leute. Nur zu seiner Ehre das Festgewand des schwarzen Rods. Was sie auf die Platte setzten und der Wein, den sie kredenzt, waren Früchte goldener Herzen. Freilich — Emil Paulsen zahlte ihnen Geld. Das hatte aber mehr die Bedeutung eines feierlichen Symbols als die der schönsten Vergeltung.

Wenn ein Handelsmann um einen Ochsen feilscht und beim Feilschen die Taler in seiner Tasche löst — das sagt dem Bauer Bargeld zu und macht ihn für das Jawort geneigter. Wenn eine Sektflasche im Eiskübel rasselt, verspricht sie bare, blanke Seligkeiten. Emil verstand das Rasseln ganz ausgezeichnet. Beim Trinken, wenn noch was im Glase ist, ein kleiner Stoff, wie aus Versehen am Halsgehals; — wenn ausgetrunken ist, der volle Griff und die volle von der Zuversicht kommende Herrlichkeit erfüllte, aus dem Kübel steigende Mist.

„Du weißt nicht einmal, was für ne Figur Du machst, und wie jungfräulich Dir die ostpreussische Frische steht!“

Immer der Alte, in Tadel und Lob immer nach dem Höchsten greifend, dachte Heinrich, sagte es aber nicht. Er ließ dem redelustigen Freund gern das Wort.

„Du bist noch mehr als ich gesagt habe. Du bist ein einfältiger Mann und hast gar keine Ahnung, wie hoch Dich diese Einfachheit über das Mittelmaß hinaushebt.“

„Wie kommst Du zu der Annahme, daß ich meinen Wert gering einschätze?“ fragte Heinrich. Des Lobes hatte er genug und übergenug.

„Das will ich Dir sagen: — Dein Halsfragen ist um einen Zoll zu niedrig, Deine Haare sind um zwei Zoll zu lang und viel zu dicht, zu voll; Du hast Dir in Ostpreußen das Schnupfen angewöhnt und trägst blaue Taschentücher, wie es für einen Schnupfer paßt. Dein Gesicht sieht gesund aus, es fehlt darin der Zug, den wir uns im Westen zulegen, um je nach Gefallen hochmütig oder herablassend, stolz oder bescheiden, immer aber verschlossen und angekränktel auszusehen. — Und das hat viel für sich, aber natürlicher ist es, zu sein wie Du. Du gehst mit Deinem Gesicht“ (der Seheime in spe schlug seinen Freund aufs Knie) „mit Deiner Seele läufst Du umher als der, der Du bist, sagst auch jedem: so bin ich. — Du hast, wie Edgar Poe in einer seiner Novellen sagt, Fensterglas vor der Brust, jedermann kann und mag Deine Gedanken lesen. Wir anderen dagegen, wir aus dem alten Kulturland, haben immer eine Tarnkappe bei uns, die wir unserer Seele über den Kopf ziehen, wenn sie verschwinden soll. Und sie verschwindet öfter als gut ist.“

„Ich bin,“ fuhr er fort, „eine Art Peter Schlemihl, ein Mann, dessen Seele keine Schatten wirft — ich beneide jeden, der noch mit seiner Gefinnung Staat machen, mit ihr in die Sonne gehen und überall zeigen kann, daß sie kein Wahn ist.“

„Erlaube . . .“ fiel Heinrich ein. Aber Emil erlaubte noch nicht.

„Wollte Dir nur noch empfehlen, in Haar und Taschentüchern Dich dem Westen anzupassen, Deine Seele soll bleiben, wie sie ist. In Hodorf bei Mordhorst kann man die schönsten Taschentücher bekommen, und der Barbier Eggert schert alles über einen Kamm. Nach einem Jahr wird auch Dir das Haar auf dem Pull dünn werden. Und dann . . . Ich habe gesehen, daß Du auf der Straße gehst, den Stod durch die Arme gezogen — das ist bei uns keine Mode, das darfst Du nicht tun.“

„Es ist gesünder,“ warf Heinrich ein.

„Was bist Du für ein Engel, Heinrich! — Was fragen Mode und Schicklichkeit nach Gesundheit und Krankheit? — Bist wohl ein Siphphusnarr, willst gar gegen das Korsett anlämpfen? — Die Allgemeinheit . . . vor allen die jungen Korsetträger erklären: Stod durch die Arme gezogen ist nicht fein. Ein Pastor muß sein sein . . . hörst Du! . . . sein muß er vor allen Dingen sein . . . also Stod weg! Hör, Heinrich, blaue Taschentücher weg und Stod weg, Haare geschnitten! Sonst kriegst Du in Hodorf nicht die Frau, die Du haben mußt.“

Emil Paulsen rasselte und schenkte ein.

Sie stießen an.

„Es wird immer besser. Nun bist Du bei der Heiratsfrage.“

„Bin ich, mein Freund . . . und das ist ein Kapitel, das gründlich genommen werden will. Wenn ich Sekt trinke, dann denke ich, wie Kant sagt, intuitiv, nicht diskursiv. Dann habe ich die Gabe, die logischen, zur Wahrheit führenden Mittelglieder und

Sprossen der Jakobsleiter nicht nötig zu haben, dann kann ich in den Himmel der Wahrheit hineinfliegen — mit einem Wort: dann kann ich prophezeien. Und so prophezeie ich denn: Bevor noch unsere Erde zweimal die Reise um die Sonne gemacht hat, bist Du an irgendeine Korsetträgerin aus Hodorf und Umgegend gebunden, und ein halbes Jahr schwebst Du in dem Bahn, nun erst die Gedanken des großen Meisters, der die Welt machte, zu verstehen."

Heinrich Bruhn gedachte ihrer, an die er allein denken konnte, wenn von Heirat es Rede war. Und weiter dachte er, Emil Paulsen könnte es erraten, und er selbst könnte rot werden, und indem er es dachte, erröte er wirklich und sah sich ertappt.

Emil Paulsen bemerkte es, lächelte, Emil Paulsen wußte — diskursiv? intuitiv? —, was in Heinrich vorging! Entweder trug Heinrich wirklich Fensterglas vor der Brust, oder Emil Paulsen war das, wofür er sich ausgab.

Erst hatte der Geheime gelächelt, dann flog ein Wälkchen freundschaftlicher Sorge über sein Gesicht.

"Das ist Unsinn," sagte er, "das mußt Du nicht tun. Nicht Alles träumen! Wenn Du träumen willst, dann etwas Neues!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

August.

Nachdem auf die Dürre wiederholt kräftige Regengüsse gefolgt waren, fing Prieckle, der in der letzten Zeit den Kopf ständig hängen ließ, allmählich an, ihn wieder höher zu tragen und vergnügt in die Zukunft zu blicken. In demselben Maße, wie sich seine Lebenslust und sein Vertrauen in die Zukunft gehoben haben, ist auch der Wasserstand in seinem Teiche gestiegen, und die frisch eingefestigten Fische, die sich anfangs herdenweise zusammen versteckt hielten, fangen an, munter in der trüben Flut umherzuplätzern und bei hellem Sonnenschein ab und zu einmal einen lustigen Sprung in die Luft zu riskieren. Prieckle ist kein sogenannter Bessertwiler, im Gegenteil, er ist stets Belehrungen zugänglich, aber er ist ein Schlaumeier, bildet sich ein, manches zu verstehen, was anderen fremd ist, und plaudert nicht gern aus der Schule. Als der Teich auf der Parzelle fertig war, grub er unter der Erde einen Geheimgang nach dem vorüberfließenden Feldbach, um diesem das Wasser abzufangen. Das gelang ihm auch, aber mit dem Wasser aus dem Feldbache war auch ein Sedt in die Priecklesche Fischzuchtanstalt hinübergewechselt, der nun anfang, sich an der Karpfen- und Schleibrut gründlich zu mästen. Am letzten Sonntag zog Prieckle seine Wasserstiefel an, stiefelte in den Teich und arbeitete mit einem Fischnetz gewaltig darin herum, um den Sedt zu fangen, während Frau Prieckle mit dem Wiegen der Peterilie beschäftigt war, um den gefangenen Räuber „grün“ zu machen. Alle Bemühungen waren anfänglich vergeblich, da der Sedt dem tückischen Garn zu entrinnen verstand, bis schließlich, nachdem sich das Wasser wieder geklärt, eine wohlgezielte Flintenkugel seinem Dasein ein Ende machte. Verspeist wurde er in aller Stille, da seine geringe Größe die Teilnahme der Nachbarschaft nicht zuließ.

Sonntag, den 12. Juli, hat Prieckle in seinem Gartenbuche nicht rosenrot, sondern schwarz eingetragen. Der furchtbare Gewittersturm, der am Nachmittage dieses Tages von Osten her über die Neu-Vogelsdorfer Gartenkolonie dahinbrauste, hat seine frisch gepflanzten, noch schwächlichen Obstbäume gewaltig geschüttelt und zerzaust und die wenigen Äpfel, die bisher Prieckles Stolz waren, zu Boden gerissen. Frau Prieckle hat das unreife Zeug zu Apfelbrei verarbeitet und mit Zucker versüßt; aber der Genuß dieser Speise ist kein ungetrübter gewesen, und die Feier des Erntefestes wurde auf bessere Zeiten, die noch kommen sollten, hinausgeschoben. Die Obstkulturen sind überhaupt die Schmerzenskinder der Kolonisten, sie erfordern besondere Pflege, sehen einen ständigen Kampf gegen allerlei Schädlinge voraus und lassen jahrelang auf den Ertrag warten. Die ersten Früchte, die ein frisch gepflanzter Baum im zweiten oder im dritten Jahre der Pflanzung bringt, sind nur Angstfrüchte, die ihre Entstehung und notdürftige Ausbildung in der Hauptsache der durch die veränderten Verhältnisse, d. h. durch das Umpflanzen gestörten Ernährung des Baumes verdanken. Man tut am besten daran, in den ersten Jahren die angefestigten Früchte abzunehmen, und dem Baume dadurch die Möglichkeit zu bieten, die ganze Kraft auf seine innerliche Ausbildung, d. h. auf die Entwicklung eines gesunden Holztriebes zu verwenden. Weniger hart als bei Kern- und Steinobst ist die Geduldprobe, die uns frisch gepflanztes Beerenobst auferlegt. In diesem Monat angelegte Beete frühesten Erdbeerenforten, zu Deutsch-Evern und Larstons Nobel, bringen schon im Mai-Juni des nächsten Jahres ganz ansehnliche Erträge, während beim sonstigen Beerenobst frühestens im zweiten Jahre nach der Pflanzung auf guten Ertrag zu rechnen ist. Ich bezog im Herbst vorigen Jahres aus einer märkischen Baumschule eine Anzahl hochstämmiger Stachelbeerbäumchen in verschiedenen Sorten. Die Bäumchen waren fast wurzellos und hatten außerdem so schwache Kronen, daß ich anfangs die Annahme verweigern wollte; schließlich habe ich sie aber doch gepflanzt. Zu meinem nicht geringen

Erstaunen sind sie nicht nur sämtlich weitergekommen, sondern sie haben auch im vorigen Monat, das heißt 9 Monate nach der Pflanzung, einen verhältnismäßig reichen Ertrag an Früchten gebracht und dabei einen gesunden Trieb entwickelt, der auch fürs nächste Jahr eine gute Ernte gewährleisten wird.

Einer der besten Freunde Prieckles, mit welchem ich die Leserschaft früher bekannt gemacht habe, ist der ehemalige Herr Meier aus Nigdorf. Ich sage absichtlich: der ehemalige, denn heute heißt er Lehmeier. Er hat sich in der Nähe der Görtzger Bahn sehrhaft gemacht und, nachdem seine Verwerbungen um Tante Köschens Hand in französisch-Buchholz bei dieser keine Gegenliebe gefunden haben, eine andere geheiratet; weil aber in der Kolonie noch mehrere Meier ansässig waren, die man nur, wenn man sie zusammen vor sich hatte, voneinander unterscheiden konnte, so hat Herr Meier den Namen Lehmeier angenommen, womit er zugleich das Andenken seiner verstorbenen Mutter, die eine geborene Lehmann war, bewahrt. Meier treibt auf seiner Parzelle Gemüsebau in so großem Umfange und mit so großem Erfolge, daß er sich schon wiederholt mit dem Gedanken getragen hat, vollständig zur vegetarischen Lebensweise überzugehen. Prieckle war wiederholt bei ihm, um seine Kulturen zu besichtigen und aus ihnen zu lernen. Da hat er denn gesehen, daß Lehmeier die Kohlrabi nicht, wie es andere Leute tun, bei der Ernte dicht über dem Boden abschneidet oder gar mit den Wurzeln herausreißt, sondern die knollenartige Verdickung mit einem langen und scharfen Messer so vom Wurzelstock abschneidet, daß eine sehr große Schnittfläche entsteht und noch 2-3 Blätter an dem geschonten Knollenrest über dem Wurzelstock verbleiben. Die große Schnittwunde an der so geköpften Pflanze vernarbt in wenigen Tagen; es bildet sich auf derselben eine dünne, korkähnliche Rindendecke und, o Wunder, in den Achseln der zurückgebliebenen Blätter und um den Rand der Schnittfläche überhaupt bilden sich bald neue Knospen, aus welchen sich in kurzer Zeit erneut zwei, drei oder mehr junge Kohlrabi entwickeln, die 6-8 Wochen nach der Ernte eine zweite feine und schwachste Ernte liefern. Ich empfehle dieses Verfahren zur Nachahmung. In gleicher Weise kann man auch bei allen übrigen Kohlgewächsen, den Blumenkohl ausgenommen, verfahren. Der schöne, runde, geschlossene Kopf des Wirsing-, Rot- und Weißkohls wird so geschnitten, daß die ausgewachsenen, flach ausgebreiteten Blätter am Strunke zurückbleiben. Auch hier bilden sich bald neue Triebe und neue Köpfe, oft drei bis vier an jedem Strunk, die, ohne daß die Pflanze besondere Mühe macht, eine zweite sehr gewichtige Ernte liefern. Verfäht man bei den spätesten Kohlsorten, die den Ertrag für den Winter liefern, in gleicher Weise, und läßt man sie dann während des Winters ungestört auf den Beeten stehen, so schlagen die Strunke im zeitigen Frühling sozusagen an allen Enden und Enden aus, und wenn auch diese Austriebe keine geschlossenen festen Köpfe liefern, so geben sie doch zu früher Jahreszeit, zu der höchstens Treibhausgemüse für schweres Geld erhältlich ist, ein außerordentlich zartes und wohl-schmedendes Blättergemüse, das Grün- und Rosenkohl ablöst.

Auf der Parzelle beginnt jetzt das feinste der Kohlgemüse, der Blumenkohl, seine dicht geschlossenen, schweren weißen Köpfe zu entfalten, die sich aus Tausenden von Blütenknospen zusammensetzen. Um recht zart und appetitlich zu sein, müssen diese Köpfe eine weiße Farbe zeigen. Um diese zu erzielen, knide man die Herzblätter der Pflanze über den Blütenköpfen um, indem man an der entsprechenden Stelle die Mittelrippe bricht. Diese geknigten Blätter erhalten von der Mutterpflanze immer noch genügend Saft zugeführt, um nicht zu welken; sie decken die Blumenköpfe und halten damit das Licht ab, so daß diese bis zur Ernte geschlossen und weiß bleiben.

Die anfangs des vorigen Monats mit Blätterkohl und Rosenkohl für den Winterbedarf gepflanzten Beete müssen nun zur Unterdrückung des Unkrautes und zur Auflockerung der Erde wiederholt behackt, daneben aber auch bei Trockenheit reichlich bewässert werden. In magerem Boden erweist sich bei trübem Wetter wiederholt gegebene flüssige Düngung als sehr vorteilhaft. Blätterkohl läßt man ungestört wachsen; je höher er wird, desto besser ist es. Den Rosenpflanzen nimmt man aber zu Ende des Monats die Triebspitzen, die als Gemüse verwertet werden können, damit die Pflanze gezwungen ist, von da ab ihre ganze Kraft auf die in den Blattachsen erscheinenden Knospen, die Köschchen, zu verwenden, die man bekanntlich im Winter erntet und als schwachstes Gemüse stets gern auf dem Tische sieht. Die Tomaten wollen in diesem Jahre nicht viel Früchte ansetzen. Heiße sonnige Witterung und reichliche Ernährung durch Dünggüsse befördern aber den Fruchtansatz. Von Mitte des Monats ab werden sämtliche Triebspitzen geköpft, um ein ferneres Blühen zu verhindern, da aus den späten Blüten keine reifen Früchte mehr hervorgehen, weil die Tomate als frostempfindlich schon dem ersten Herbstfroste zum Opfer fällt. Zu Anfang dieses Monats können noch Rettiche für den Winterbedarf gesät werden; die schärfsten sind die schwarzen runden und langen Winterrettiche. Als prächtigen, zu allen Jahreszeiten vorzüglich gedeihenden neuen Rettich habe ich den langen schwarz-weiß gestrehten Sedanrettich in diesem Jahre kennen gelernt. Als ich Prieckle einen gut entwickelten Rettich dieser Sorte bei mir zeigte, sperrte er buchstäblich Mund und Nasenlöcher auf, — so was hatte er denn doch bis dahin nicht gesehen. Die Nübe dieses Rettichs ist 20-25 Zentimeter lang und endigt in eine Hauptwurzel, die man bis zu 75 Zentimeter Tiefe in den

Woden hinein verfolgen kann. Dabei ist das ganz flach rosettenartig dem Woden aufliegende Laub dieser Züchtung so mächtig entwickelt, daß es eine ziemlich dicke Saat dieser Sorte gestattet, so daß man von ihr auf einem Beete fast den doppelten Ertrag als von jeder übrigen Sorte erzielen kann. Wird der Herbst nicht allzu naß und kalt, so erzielt man aus späten Mettischsaaten die schönsten Mettische für den Winterbedarf, während frühere leicht in Samen schießen, was die Rüben wertlos macht. **Hd.**

Kleines feuilleton.

Die Cholera in Rußland. Die letzten Nachrichten aus Rußland melden, daß in Südrußland wieder die Cholera an Ausbreitung gewinnt, und zwar hat sie sich bereits — soweit schon jetzt bekannt — an den Ost- und West- und Nordküsten des Kaspiischen Meeres ausgebreitet und auch die Gebiete zwischen Wolga und Dnepr ergriffen. Zwar ist in Rußland infolge der traurigen sozialen und hygienischen Verhältnisse die Cholera nie erloschen, hat aber seit dem Jahre 1904, wo eine gewaltige Epidemie die Bevölkerung Rußlands heimlich und auch die Nachbarländer bedrohte, nicht an Ausdehnung gewonnen. Damals gelang es Deutschland durch strenge sanitätspolizeiliche Ueberwachung der Grenzen und Flußläufe eine Verschleppung zu verhüten. Jetzt scheint wiederum die Cholera in Rußland wie im Jahre 1904 zu einer großen Epidemie zu werden. Daß es in einem halbwildem Lande, wie es besonders große Teile des südwestlichen Rußlands sind, keine geregelte Bekämpfung dieser und anderer Seuchen geben kann, liegt in der Natur der Dinge. Die klimatischen Verhältnisse, die großen Entfernungen und vor allem der Fatalismus der Bevölkerung, die durch Hungersnöte, durch Ausbeutung aller Art, durch die verschiedenen Krankheiten wie Typhus, schwarze Pocken usw. abgestumpft ist, läßt die Tatsache, daß die Cholera mehr Opfer als gewöhnlich fordert, in anderem Lichte erscheinen, als dem Besteuerpöbel. Interessant sind die Beobachtungen, die der Münchener Professor **Hahn** im Seuchengebiete in Rußland im Jahre 1904 gemacht hat.

Als im Jahre 1908 die Cholera in Persien auftrat und sich dort rapid ausbreitete, wurde sie von dort auf den Karakumstrahlen in die transkaspischen Gebiete geschleppt — dieselben Teile, in denen auch jetzt die Cholera wütet, wobei auch bemerkenswert ist, daß im Jahre 1892 die Cholera denselben Weg nahm. Von da wurde sie in die kaspischen Industriegebiete eingeschleppt und nahm dann ihren Lauf an den Flußgebieten der Wolga, des Don usw. entlang. Genau denselben Verlauf hat die Seuche nach den bisherigen Meldungen auch in diesem Jahre genommen. Es ist wahrscheinlich, daß die Choleraepidemie in Rußland sich noch weiter ausdehnen wird und daß erst ein weiteres Umsichgreifen derselben die russische Regierung veranlassen wird, energische Maßregeln zur Bekämpfung zu ergreifen. Vorläufig scheint die Gefangennahme und Hinschlachtung politischer Verbrecher das Hauptmittel zur Bekämpfung der Cholera zu sein.

Kunstgewerbe.

Im Kunstgewerbemuseum sind zurzeit die Neuerwerbungen ausgestellt, die in Japan gemacht wurden. Es sind hauptsächlich Werke der älteren Kunst, darum doppelt wertvoll, da bisher fast nur die neuere Kunst Japans bekannt wurde und es sehr schwer ist, selbst an Ort und Stelle echte Stücke noch zu erwerben.

Die Malerei ist mit mehreren Wildern vertreten. Hauptsächlich eine Malerei, die weniger mit der Farbe arbeitet, wie die spätere Kunst, sondern auf einen feierlich getragenen Stil Wert legt. Mattbraun, Grau und Schwarz sind die Farben, die hier zur Verwendung kommen. Solch Wild macht einen diskreten, zurückhaltenden Eindruck, es will nicht dekorativ wirken. Man muß genau hinsehen, um die Energie des Striches, die momentane Ausdrucksfähigkeit der Linie, die von der Natur einen abkürzenden Eindruck geben will, wahrzunehmen. Die mehr vollstimmliche Richtung kommt vorzüglich zum Ausdruck in ein paar ganz impressionistischen Vögeln mit buntem Gefieder, die auf einem Ast sitzen, während es regnet; die Farbenpracht ist aufs feinste abgetönt; die weiche Luft im Regen suggestiv gegeben.

Einige kleinere Werke in Holzschnitzerei repräsentieren die Plastik; Figürchen, deren lebendiger Ausdruck überrascht, deren Materialbehandlung interessiert; hier ist alles temperamentvoll angefaßt und Gestalt geworden. Hieran schließt sich eine Sammlung von Masken an. Sie sind verblüffend sicher im Prägen eines typischen Ausdrucks; jede Maske erschöpft einen Charakter; das Weiße, das Strenge, das Wütende, das Sinnende kommt vollendet in den Nuancen heraus; klare individuelle Noten, wie ein über die Stirn fallendes Haar, geben täuschend den Eindruck des Persönlichen; der Ausdruck ist immer ganz prägnant, und doch ist er nie starr. Ein eigener Stil des Theatralischen, dessen Wucht und Größe man unmittelbar empfindet. Das Gefühl für die Natur, wie der Sinn für dekorative Behandlung, für Form und Stil betätigen sich hier in gleicher Weise.

Die Lackmalerei ist seit alters ein Ruhm des japanischen Kunstgewerbes gewesen. Wir bewundern die Schönheit, die Farbenpracht, den Schmelz dieser Lade, aber wir wissen nicht, wie sie ent-

standen sind. Die Technik ist uns unbekannt, die diese Meisterwerke zustande bringt. Und wüßten wir sie, sie nützte uns nichts. Denn diese Dinge kommen mit einem solchen Aufwand von jahrelanger Mühe und unbegreiflicher Geduld zustande, daß unser Wissen für immer nur ein theoretisches bleiben würde. Die Preise dafür sind insfolgedessen selbst in Japan, wo der Sammelkäufer mindestens ebenso rege ist wie bei uns (und kultivierter zu Werke geht), enorme, sodas es schon eine Seltenheit ist, solche Stücke überhaupt noch zu erwerben. Dieses Schimmern des Goldstaubes, diese diffuse Arbeit, die sich auf so kleinem Raum konzentriert, kommen aufs feinste zum Ausdruck in zwei kleinen Lackdosen, die, unscheinbar fast, in einer Ecke der Vitrine stehen.

Die Metallkunst ist mit einer reichen Folge jener Schwertschichtblätter vertreten, in denen das Eisen von den japanischen Schmieden so großzügig und künstlerisch behandelt ist. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die klare Schönheit des Ornamentalen, die mit einer Ordnung von Linien und Wiederkehren arbeitet, oder die Feinheit des Figürlichen, die einen Vogel, ein menschliches Antlitz zwanglos in den kleinen Raum der kaum handgroßen Rundung komponieren. In jedem Falle ist das Handwerkliche und das Künstlerische gleich bewundernswürdig und zeigt eine Reife, die uns unbegreiflich scheint.

Auch die Töpfereikunst befand sich auf solcher Höhe. Ist es doch die Keramik gewesen, die uns von jeher die japanische Kunst als so vollendet hat erscheinen lassen. Wenn heutzutage unsere Töpfereikunst neue Wege geht, so ist das den Anregungen der Japaner zu verdanken gewesen. Auch hier ist das Technische bewundernswürdig, und wir haben in langen Experimenten versucht, die Schönheit dieser überfließenden Glasuren zu erreichen. Die Japaner selbst schätzen solche Stücke sehr hoch, sie sind sehr selten, man stellt das an der kostbaren Umhüllung, in die die Töpfe gehüllt, gestickt Seide. Die feinsten Reize der Farben sehen wir, und kaum glaublich ist, welche Erfahrung und welche Geduld zu der Fertigung gehört. Die Teezeremonie war bei den Japanern heilig. Daher ist auf diese Gefäße die größte Sorgfalt verwendet, Gefäße für das Teewasser, Urnen mit Eisenbeindeln, die den grünen Tee betwahren, Teeschalen und Dosen für das Räucherwerk, alles kleine Kostbarkeiten, die auf geringem Raume höchste Schönheit zeigen. Dabei ist auf die Regelmäßigkeit der Entwürfe nicht Wert gelegt; die Glatur fließt frei über die Wandung, manchmal erhält das Gefäß dadurch eine eigentümliche Form, die in ihrer braungelben Farbe, ihrer Dornheit aussieht wie etwas Naturgewachsenes, wie ein knorriger Baumstamm.

In einem anstößenden Raum sind französische Gobelins, ebenfalls Neuerwerbungen, ausgestellt. Die einen haben einen sehr grellen Ton und sehen unangenehm neu, so aufgearbeitet aus. Die anderen überraschen durch ein übertriebenes Raffinement. Sie sind keine flächendekorativen mehr; sie geben in äußerst diffiziler Manier malerische Töne mit allen Feinheiten wieder und setzen durch den unmarkierten Ausdruck der Mienen, die Vertiefung des Raumes und die damit zusammenhängende Abstufung der Töne in Erstaunen. Am besten ist überall der landschaftliche Hintergrund; meist Parfiszenerien, deren weiche Luft in dem spröden Material vorzüglich gelungen ist.

Die japanische Sammlung, die von einer eigens nach Japan entsandten Kommission zusammengebracht wurde, ist dazu bestimmt, den Grundstock des neu zu gründenden ostasiatischen Museums zu bilden.

Aus dem Tierleben.

Irreümer in zoologischen Lehrbüchern. Schon vor einiger Zeit wurde von einer pädagogischen Zeitschrift die Anregung gegeben, die populäre naturwissenschaftliche Literatur sowie die Schulbücher auf immer wiederkehrende Irrtümer und Fehler zu prüfen. In größerem Maßstabe ist ein derartiger Gedanke in dessen nicht durchgeführt worden. Aus diesem Grunde versucht **S. Schmitz** in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ einige chronische Irrtümer bekannter Bücher zu berichtigen. In vielen davon ist behauptet, daß die Fledermaus während des Winterschlafs sich in ihre Flughaut wie in einen Mantel hülle. Es soll dies die Tiere vor dem Erfrieren während des Schlafs schützen. Tatsächlich ist aber bei unseren einheimischen Fledermäusen von einem derartigen Einhüllen gar keine Rede. Auch die Frage, ob Fledermäuse vom Woden aufstiegen können, hat zu mancherlei verkehrten Behauptungen Anlaß gegeben. Es wird vielfach gesagt, daß ihr dies wegen der Kürze und Schwäche der Beine unmöglich sei. Die Tiere müßten erst eine Strecke an Mauern, Baumstämmen und ähnlichem emporklettern, um sich dann fallen zu lassen. Auch über den Maulwurf wird mancherlei gefabelt, was mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt; namentlich die Schilderung, die von den Bauten des Maulwurfs gewöhnlich gegeben wird, entspricht der Wahrheit nicht. Die beiden in verschiedener Höhe und Entfernung um den Kessel laufenden ringförmigen Nöhren sind nicht die Regel. Der Forscher **Adams** hat etwa 300 Bauten ausgegraben, wovon auch nicht zwei einander gleichen. Auf anderem Gebiete ist es die Schutzfärbung des Tigers, die recht häufig zu phantastischen Auffassungen Anlaß gibt. Man behauptet, daß die Streifung des Tigerfells sich vollkommen mit den Schilf- und Moherbeständen deckt, aus denen er hervorzubrechen pflegt, so daß er dadurch bis zum Augenblick des Sprungs verborgen bleibt. Auch diese Behauptung wird von Kennern des Tigers in das Gebiet der Fabel verwiesen.